Die junge Dame wurde erſt feuerrot, dann kreidebleich. Sie griff haſtig nach ihrem Schirm und ſprang auf.

„Mein Herr, Sie —“

„Wir wollen nichts überſtürzen, mein Fräulein! Bitte nehmen Sie wieder Platz, ja! Ich werde Ihnen Alles erklären.“

Sie ſank erſchöpft in ihren Stuhl zurück.

„Die Sache liegt ſehr einfach. Ich bin Junggeſelle, eine paſſende Frau habe ich in meiner Verwandtſchaft und Bekanntſchaft nicht finden können, eine Heiratsanzeige wollte ich nicht erlaſſen, weil ſich darauf paſſende Damen in den wenigſten Fällen melden, da habe ich denn den Ausweg, welcher Ihnen ja nun bekannt iſt, gewählt. Ich will Ihnen, wenn ich Sie verletzt habe, in jeder Weiſe Genugtuung geben und für alles Abbitte leiſten. Sind Sie mir nun noch böſe?“

Eine Träne ſtahl ſich unter ihren dunklen Wimpern hervor.

„Ach Gott!“

„Sie wiſſen jetzt, Fräulein Olga, daß ich Sie leiden kann, Sie wiſſen, daß ich ein reicher Fabrikherr und Beſitzer dieſer Villa hier bin, wiſſen alſo, daß Ihre Zukunft geſichert iſt. Wollen Sie einſchlagen?“

Sie blickte vor ſich hin und ſchüttelte den Kopf. „Sie ſind ein ganz boshafter Menſch!“

Er ſprang auf und ergriff ihre Hände. „Wollen Sie zuſtimmen, Olga?“

Sie muſterte ihn von oben bis unten und brach dann in ein helles Lachen aus.

„Nein, iſt das drollig! Jetzt bekomme ich einen Heiratsantrag von einem Kinde —“

„Welches läuft!“ fiel Herr Seeger lachend ein, indem er die nicht mehr Widerſtrebende an ſich zog und mit Küſſen bedeckte. —

Humoriſtiſches vom „alten Fritz“

Von M. Gierten.

Von den zahlreichen Meinungsäußerungen Friedrich II., welche er bei den an ihn gerichteten ſchriftlichen Eingaben in kurzen Randbemerkungen niederſchrieb, ſind viele der Nachwelt erhalten worden, viele auch größtenteils unbekannt geblieben. Es dürften darum einige weniger bekannte Proben von Intereſſe ſein:

Geſuch der Bürgerſchaft zu Potsdam um Unterſtützung bei Bezahlung von 32 000 Taler öſterreichiſcher Kontribution. — Antwort: „Sie Mögen ſehen, wie Si die Schulden betzahlen Können; ich werde das liderliche Geſindel nicht einen groſchen geben.“

Geſuch des Kammerherrn Baron von Müller, das Bad zu Aachen gebrauchen zu dürfen. — Antwort: „Was er da Machen will; er wirdt, was er noch übrig hat, dort verſpielen und wie ein bittler zurückkommen.“

Der Oberſtleutnant von Roon überreicht die Koſten der Bewirtung der Herzogl. Braunſchweigſchen Herrſchaft im Betrage von 700 Talern 1 Groſchen. — Antwort: „Dieſes Mal betzahlen, aber es iſt greulich geſtohlen worden und werde ich ein ander Mal jemand hinſchicken, der die Rechnung führet.“

Der Oberauditeur G. zu Berlin zeigt bei Gelegenheit der Ernennung des Oberauditeurs Reinecke zum Generalauditeur an, daß er der älteſte Oberauditeur ſei und bereits 30 Jahre diene. — Antwort: „Ich habe einen Haufen alter Mauleſels im Stall, die lange den Dienſt machen aber nicht das Sie Stallmeiſters werden.“

Der Bereiter Wolny bittet zur Belohnung des in England beſorgten Pferdekaufs um Ernennung zum Stallmeiſter. — Antwort: „Er hat braf bei Seinem Einkaufe geſtohlen, er Sol zufrieden Sein, das ich dazu Stille Schweige; aber ihn davohr zum Stallmeiſter machen, ſo närriſch bin ich nicht.“

Der verabſchiedete Leutnant Graf Matuſchka bittet, ein Fräulein Tila heiraten zu dürfen. — Antwort: „Ich bekümmere mir nicht um ſeine amours“ (Liebſchaften).

Der Kapitän von Brinkcken bittet, ihn in Betracht ſeiner langjährigen Dienſte zum überzähligen Major zu befördern. — Antwort: „Das Regiment iſt beſtändig vor dem Feind gelaufen, und mus er nothwendig allerwegens mitgelaufen Sein, ich avanſire (befördere) die Officiers, die den Feind geſchlagen haben, aber nicht diejenigen, die nirgent ſich gehalten haben, und bei Kunersdorf ſeindt Sie ſo gelaufen, daß ich Sie erſt den andern Tag wiedergekriegt habe.“

Der Kammerherr von H. zeigt an, daß er für die dem Prinzen Friedrich von Dänemark zugeeignete Schrift über ſeine Genealogie eine Doſe, desgleichen einen Brillantring erhalten habe. — Antwort: „Ich gratuliere, daß die Bettelei ſo gut reüſſiert.“ (d. h. ſo guten Erfolg hatte.)

Der Generalmajor von Rothkirch bittet um eine Präbende für ſeine Töchter. — Antwort: „Es ſint 30 bis 40 anwartſchaften auf jeder Stelle. Hat er Jungens, die kann ich alle unterbringen, aber mit die Madams Weiß ich nirgends hin.

Die hilfreichen Fremden*

Eine große Herde von Truthähnen benutzten zu ihren allabendlichen Zuſammenkünften eine Ebene in der Nähe des Murray-Fluſſes, woſelbſt ſie Rundtänze aufführten. — In ihrer harmloſen Freude wurden ſie aber durch einen alten Truthahn geſtört, der die Gelegenheit wahrnahm, wenn er ſie bei ihren Tänzen wußte, raſch auf ein junges Wild heranzuſchießen, um es zu verzehren. Solches verſuchte er zumeiſt mit Erfolg an jedem Abend. Beunruhigt durch den großen Verluſt, den ſie erlitten, verſammelten ſich die Führer der Herde und beſchloſſen, einen anderen Verſammlungsplatz auszuſuchen, wenn der alte Menſchenfreſſer von ſeinen kanibaliſchen Neigungen nicht abläßt.

So ſaßen ſie in ſorgenvoller Beratung, als zwei fremde Vögel ihrer Art ankamen und ſie nach der Urſache ihres Kummers fragten. — Sie erzählen nun ihr Unglück, worauf ſich die beiden Fremdlinge erboten, ihnen zu helfen. Die Herde nahm dankbar ihre Hilfe an.

Am nächſten Abend wandten ſie ſich, wie üblich, ihrem allabendlichen Verſammlungsplatz zu. Der eine der Fremden verſteckte ſich in den Büſchen in der Nähe des Schlupfwinkels des alten Mörders, der andere beteiligte ſich mit an den Tänzen. — Nach kurzer Zeit begann derſelbe, Ermüdung zu fühlen und ſank abgemattet auf das Gras hin. In nachgemachter Verzweiflung öffnete er ſeinen Schnabel und keuchte jämmerlich, gerade gegenüber dem Verſtecke des alten Truthahns, welcher auf ſeinen allabendlichen Raub lauerte. Der Kanibale wollte ſich ſeines Opfers verſichern, ſtürzte aus ſeinem Verſtecke hervor und griff den Fremdling an. —

Der angeblich Ermattete aber ſprang auf und verteidigte ſich wacker, der andere Fremdling ſprang aus ſeinem Lauerplatze hervor und nun griffen die beiden den alten Mörder an, überwältigten und töteten ihn.

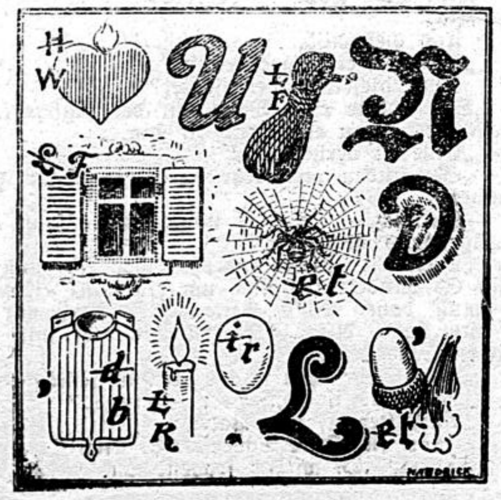
Die anderen Vögel erwarteten mit Spannung den Ausgang des Kampfes und dankten erfreut den tapferen Streitern für die geglückte Befreiung. Sie machten ihnen den Vorſchlag, als ihr Häuptling über ihnen zu herrſchen. Aber dieſe lehnten das Anerbieten ab. Inmitten des bewundernden Gedränges erhoben ſie ſich in die Lüfte, ſtiegen am Abendhimmel empor und wurden die zwei hellſten Sterne in der Nähe des Südpols.

---

* Zum erſten Male übernimmt in dankenswerter Weiſe Friedrich Normann in ſeinem ſoeben im Verlage F. A. Perthes-Gotha erſchienenen Werk „Mythen der Sterne“ die Geſchichte über Geſtirne aller Zeiten und Völker zuſammenzuſtellen. Dem ſehr intereſſanten Buch entnehmen wir den folgenden auſtraliſchen Mythos.

Zum Raten und Nachdenken.

Nr. 57: Bilderrätſel.



Sonntagsfreude

Unterhaltungsbeilage der Brühler Zeitung

Nr. 28 Sonntag, den 12. Juli Jahrgang 1925

Der Walddom

O laßt hinaus zum Walddom mich nun zieh'n,
In ſeine geheiligte Stille;
In ſeinen Hallen der Ewige wohnt,
Ihn ſchuf ſein allmächtiger Wille. —

Seine Bäume ragen wie Säulen auf
Gleich andächt'gen Betern ſie ſtehen,
Zu loben, zu preiſen den güt'gen Gott,
Weihrauchdüfte lind mich umwehen.

Die Blütenkerzen ſie glühen ſo rein,
An der Unſchuld Leuchten ſie mahnen;
Sie hat entfacht der Odem des Herrn,
Seine Wunder ſie laſſen ahnen.

Ganz leiſ' tret' ich ein in das Heiligtum,
Möchte nicht ſeine Sänger ſtören;
Sie ſingen vereint zum Himmel ihr Lied
In den herrlichſten Jubelchören.

O daß nie ein Frevler dies Gotteshaus
In ſchnöder Sünde entweihe,
So flehe aus tiefſtem Herzen ich,
Mein Gott, mir Erhörung verleihe!

Maria Abels.

Die Tochter des Verurteilten

Von Anton Schelle.

(Nachdruck verboten.)

Sir John Cochrane, der Gefährlichſte von allen, welche gegen König Jakob 2. von England die Fackel des Aufruhrs und der Empörung ſchwangen, ſitzt mit ſchweren Kugeln an den Füßen in ſeiner dumpfen Kerkerzelle zu Berwick. Vor ihm auf dem alten, morſchen Tiſch liegt ein Blatt beſchriebenen Papiers, der letzte Abſchiedsbrief an ſeine Lieben. Vor Schmerz und Weh erzitternd, läßt ſeine Rechte den ſchwarzen Federkiel entgleiten und erhebt ſich langſam, um das kummervolle Haupt zu ſtützen, das ſich ihr ſchwer entgegenſenkt.

„Drei Tage noch,“ lieſt jetzt in wehmutsvollem Ton der Unglückliche den Inhalt des Briefs vor ſich hin, „drei Tage noch und dann? Dann liegt mein Haupt vom Henkerbeil getroffen im blutgetränkten Sand. Dieſe Nacht noch wird der Königsbote das Urteil bringen, das mich dem Tod überliefern wird. Verzage nicht, geliebte Gattin, und lebe wohl! Und du, meine Herzenstochter Grizel! tröſte deine ſchwergeprüfte Mutter! Sei eine ſtarke Jungfrau und ſei als Waiſe eine Heldin!“

Lange ruht des Grafen Blick auf dieſen inhaltsſchweren Zeilen, bis ſich aus ſeinen Augen eine Träne ſtiehlt und auf dieſelben niederfällt. Bleich und ſtarr wie ein Marmorbild, ſitzt er da; mit einem Male aber greifen beide Hände krampfhaft nach dem Brief und ſein Mund, um den das Zucken tiefen Schmerzes ſpielt, drückt ſoeben einen innigen Kuß darauf, als ſich die ſchwere Eiſentüre des Gefängniſſes ächzend in ihren verroſteten Angeln dreht und der Kerkermeiſter mit ſtrenger Miene das Verließ betritt.

„Schon fertig, Sir? Der Bote wartet bereits draußen, um den Ihrigen den letzten Abſchiedsgruß zu übermitteln,“ ſpricht er barſch den Grafen an.

„Hier,“ preßte der Gefangene mit halberſtickter Stimme hervor, und übergibt den Brief mit einem letzten Kuſſe ſeinem Wärter. Schnell wendet er ſich alsdann um; denn ſeine Tränen ſollten nur die ſtummen Kerkermauern ſehen.

Die Eiſentüre fällt knarrend in das Schloß zurück, der Abſchiedsſtrahl der untergehenden Sonne huſcht durch das ſtarke Gitter des Verließes und ſieht, wie heiße Zähren über das wetterharte Geſicht des Grafen perlen.

— — —

„Mutter, Mutter, was weinſt du wieder?“

Gräfin Cochrane iſt nicht mächtig, ein Wort zu ſprechen, um ihrer Tochter, die gerade in den Salon tritt, auf ihre liebevolle Frage eine Antwort geben zu können. Schnell eilt Grizel herzu und fällt der Mutter liebkoſend um den Hals, um ihr, wie ſchon ſo oft, Troſt und neuen Mut ins Herz zu ſprechen, doch ein jäher Schreck durchzuckt ihre ſchöne, hohe Geſtalt und ihre roten Wangen bleichen, wie ſie im Schoß der Mutter einen Brief erblickt, in deſſen Schrift ſie ſofort jene ihres teuren Vaters erkennt. Haſtig ſtreckt ſie ihre Rechte danach aus; die Mutter will ihr wehren; doch Grizel hat die Trauerbotſchaft bereits durchflogen.

Die Gewalt der momentanen Schmerzenswucht löſt auch in ihren dunklen Augen einen Tränenſtrom aus. Mit einem Mal aber verſiegt er, ſtolzt richtet ſich die Grafentochter auf, die Augen glänzen und aus ihrem faſt wunderſamen Glanz ſpricht Willensſtärke, die Weh und Klagen unterdrückt, und nach einem Ausweg aus der Trübſal ſpäht. Und ihre Stimme, die jetzt den hohen Raum durchhallt, klingt nicht zaghaft, ſondern feſt und ſicher.

„Mutter, tröſte dich, du ſollſt nicht Witwe werden! Noch ſinds drei Tage, bis der Vater ſterben ſoll. Iſt nicht mein Großvater der beſte Freund des Beichtvaters des Königs? Glaubſt du, er wird durch dieſen nicht Fürſprache für ſeinen Sohn beim Herrſcher einlegen?“

„O hoffnungsreiche Jugend, die ſelbſt dann noch hofft, wenn bereits auch der letzte Funke von Hoffnung ſchon längſt erloſchen iſt. Dein Großpapa iſt ja zurzeit verreiſt und kommt erſt in vier Tagen in die Reſidenz zurück und bis dahin ...“

„Wird der Vater noch am Leben ſein. Steh, liebe Mutter, in meiner Bruſt erſteht ein Plan, der uns den Vater wiedergeben wird, wenn er gelingt. Komm, gib mir hierzu alſogleich den mütterlichen Segen! Und bange nicht um mich, wenn mich mein Plan auch auf einige Tage von deiner Seite reißt.“

„Mein Kind, du ängſtigſt mich, was haſt du vor?“ fragt beſorgt die Gräfin.

„Mütterlein ‚frag' mich das in dieſer Stunde nicht; jetzt iſt nicht Zeit dazu. Doch fürchte nicht für mich und gib mir deinen Segen. Ich will ſein, was mich der Vater in ſeinem Brief heißt: eine ſtarke Jungfrau und eine Heldin.“

Mit dieſen Worten iſt ſie auf die Knie geſunken. Die Mutter ſchwankt, was ſie beginnen ſoll, doch ſchließlich legt ſie zitternd ihre Hand auf der Tochter Scheitel, während ihre Lippen Segensworte ſtammeln. Kaum iſt ſie damit zu Ende, erhebt ſich Grizel, drückt der Mutter noch einen kurzen, heißen Kuß auf die erblaßten Lippen und eilt mit einem feſten „Mutter, lebe wohl! Auf frohes Wiederſehen!“ zur Türe hinaus.

Bewegungslos vor Schrecken und Beklommenheit ſitzt die Gräfin in ihrem Stuhl, indes ihr Auge ſtarr und feſt an der Türe haftet, durch die ihr Herzensliebling aus dem Salon enteilte. Sie iſt ſich nicht klar darüber, ob all das Wirklichkeit iſt oder nur ein Traum, was die letzte Stunde ihr gebracht; das Gefühl jedoch, als ob ihrem Kind Gefahr und Unheil drohte, und als ob ſie mit dem teuren Gatten auch die heißgeliebte Tochter verlieren müſſe, ſtürmt jetzt mit ſolcher Allgewalt auf die Schwergeprüfte ein, daß ihre Bruſt auf und nieder wogt und heller Schweiß auf ihre marmorweiße Stirne tritt. Es hält ſie nicht länger mehr auf ihrem Sitz. Mit einem jammervollen Ruf „Meine Grizel, mein teures Kind,“ ſpringt ſie auf, um der Tochter nachzueilen; allein die Füße ſind zu ſchwach, um ihren Dienſt zu tun, ſie wankt und ſinkt mit einem ſchweren Seufzer auf den Lehnſtuhl wieder zurück.

Der kühle Abendwind ſpielt durchs offene Fenſter um der Ohnmächtigen bleiches Angeſicht, und die ſilberhellen Strahlen des Mondes laſſen die großen Schweißtropfen an ihren Schläfen wie Perlen im bunten Farbenſpiel erglänzen.

— — —

Die Nacht hatte ihre dunklen Schwingen über Berwick ausgebreitet. Hatte kurz zuvor der Mond mit ſeinem Glanz noch die Fluren übergoſſen, ſo iſt jetzt der ganze Himmel von finſteren Wolken überhangen. Der Sturm bricht los und ſchwerer Regen praſſelt auf die Stadt hernieder.

Soeben paſſiert ein Reiſender die Zugbrücke von Berwick. Von ſeinen Schultern fließt bis auf die Knöcheln ein wollenes Wams hernieder, das ein Lendengürtel an den Hüften ſchürzt. Auf dem Haupte ſitzt, tief in das Geſicht geklappt, ein breiter Hut, die Linke hält ein kleines Päckchen, indes die Rechte den Pilgerſtab umklammert. Es iſt ſichtlich ein junger Mann und ſein ſchneller Schritt läßt ſchließen, daß er es eilig hat.

Nach wenigen Minuten lenkt er ſeinen Fuß von der großen Straße ab und biegt ins Heidemoor von Tweedmouth ein. Mag der Sturm auch mit jedem Augenblick wachſen, mag der Regen ihn bis auf die Haut durchnäſſen, unentwegt ſtrebt er der Anhöhe in der Heide zu, wo einige dichte Büſche ſtehen. Dort angelangt, ſucht er unter einem Dornbuſch, der hart am Wege grünt, Schutz und Obdach gegen Wind und Wetter und läßt ſein ſcharfes Auge ſpähend gegen Weſten ſchweifen.

Eine volle Stunde ſtarrt er in das leere Dunkel, nichts kann ſein Auge entdecken; doch plötzlich iſt es ihm, als ob ſich das Geräuſch eines galoppierenden Pferdes vernehmen ließe. Geſpannt horcht er auf — er täuſcht ſich nicht, immer näher und näher tönt der Hufſchlag, und jetzt ſieht er um die nächſte Biegung einen Reiter ſprengen mit tiefgehaltenem, vorgebeugtem Kopf, um die Gewalt des Windes beſſer zu verteilen. Noch einige Sekunden — unſer Wanderer ſpringt auf und hängt dem Pferd in den Zügeln. Der Reiter ſtarrt erſchrocken vor ſich hin, doch ſchon fühlt und ſieht er das Piſtol des Räubers vor ſeiner Bruſt; er will noch nach den Waffen greifen: aber in demſelben Augenblick zerrt ihn ſein Gegner aus dem Sattel, daß er jäh zu Boden ſtürzt und vor Entſetzen in Ohnmacht fällt.

Nach einer halben Stunde ſchlägt der Ueberfallene die Augen auf; er liegt im tiefen Heidekraut und vor ihm ſteht ſein treuer Wallach. Allmählich wird ihm ſeine Lage klar: ein Räuber überfiel ihn, um ihm vielleicht ſein Geld zu nehmen? Er ſteht auf, durchſucht den Mantelſack und findet ſeine mitgenommene Summe gänzlich unberührt, ſelbſt ſeine Waffen hängen noch am Sattelzeug, nur eins fehlt: das Todesurteil von Sir John Cochrane.

Der ſechſte Abend dämmert ſeit dem Ueberfalle auf der Tweedmouther Heide über Berwick nieder. Die Sonne geht eben zur Rüſte.

Sir Cochrane ſitzt am Fenſter ſeiner feuchten Zelle und ſieht ſchwermütig vor ſich hin. Denn was er heute erfahren mußte, liegt wie eine Zentnerlaſt auf ſeinem Herzen. Hat ihm doch ein Freund aus der Stadt geſchrieben, daß vor ſechs Tagen, an dem Abend alſo, da er ſeinen Lieben den letzten Gruß geſandt, ſeine teuere Gattin von den Dienern ohnmächtig aufgefunden wurde und ſeitdem in wirren Fieberträumen darniederliege, und daß Grizel ſeit jenem Abend bis zur Stunde ſpurlos verſchwunden ſei.

Noch immer hält er den kummervollen Brief in ſeiner Hand, während ſein Herz vor Weh beinahe zerſpringen möchte. Er denkt nicht mehr an ſeinen Tod, nein, alle ſeine Gedanken gelten nun einzig und allein ſeiner Gattin, ſeinem Kinde. O, wenn er ſie nur glücklich wüßte! Wie gern wollte er ihnen mit ſeinem Herzblut das Glück erkaufen. In ſeinem trüben Sinnen vernimmt er nicht, wie im Schloſſe ſeiner Zelle der Gefängnisſchlüſſel geht und wie die Türe ſich öffnet.

„Mein lieber Sohn“, ſchallt es mit einem Male an ſein Ohr.

Erſchrocken fährt er auf.

„Mein Vater,“ beben ſeine Lippen, und er ruht in deſſen Armen — — —

Lange liegen Sohn und Vater ſich am Herzen. Endlich löſt ſich das Band der Zunge und freudig ſpricht der Vater, Graf von Dundonald: „John, du biſt frei von Tod und Strafe. Mein Freund, der Beichtvater des Königs, hat für dich Fürſprache eingelegt.“

Der Gefangene ſinkt bei dieſer Nachricht faſt zuſammen.

„Vater“, ſtammelt er, „tauſend Dank, daß du mich durch deinen Freund vom Henkertod errettet haſt.“

„Sohn, nicht mir gebührt der Dank, ſondern jenem, der vor ſechs Tagen die Depeſche, dein Todesurteil, raubte. Du haſt doch davon gehört?“

„Ja, mein Freund ſchrieb es mir; doch wieſo verdank' ich dem mein Leben?“

„Weil ich erſt vor zwei Tagen von einer Reiſe in die Reſidenz zurückgekommen bin, alſo an dem Tag, da dein Haupt gefallen wäre, wenn die Depeſche ihr Ziel erreicht hätte.“

„O guter Engel“, ruft tief aufatmend der Begnadigte aus, „daß ich dich kennen würde! Wie wollt' ich es dir lohnen!“

Bei den letzten Worten tritt der Kerkermeiſter ein und verkündet Sir Cochrane ſeine ſofortige Entlaſſung aus dem Gefängnis. Man bringt ihm ſeine Kleider und eine halbe Stunde ſpäter iſt die Zelle leer.

— — —

Die hellen Sterngebilde ſtehen am hohen Himmel und funkeln, als ſtritten ſie um ihren lichten Glanz miteinander um den Vorrang.

Gräfin Cochrane liegt regungslos auf ihrem Lager. An demſelben ſitzt Sir Cochrane, ihr befreiter Gatte, und an ſeiner Seite ſein Vater. Beider Augen ruhten teilnahmsvoll auf der Kranken, die jetzt im Fiebertraume ihre Hände auszuſtrecken beginnt und in die Schmerzensklage ausbricht: „Mein Girzel, mein liebes Kind! Verlaß mich nicht! Dein Plan wird nicht gelingen.“

Wieder iſt ſie ſtill und liegt wie eine Leiche vor ihnen.

„Was ſprach ſie da von einem Plan?“ unterbricht der alte Graf das Schweigen.

Wehmutsvoll ſchüttelt der Sohn das Haupt und drückt es auf die Kiſſen des Bettes nieder; denn er vermag nicht mehr länger den Tränenſtrom zurückzuhalten.

Eben hat ein Diener im Gemache die ſchweren Samtvorhänge an den Fenſtern vorgezogen und ſtatt dem großen Licht ein kleines Lämpchen angezündet, das ſeinen roten Schein durch das Zimmer wirft, als ein zweiter Diener einen Fremden meldet, der Sir John Cochrane ganz Wichtiges zu melden habe.

Dieſer hat ſein Haupt aus den Kiſſen erhoben und gibt ein Zeichen, ihn vorzulaſſen. Nach einigen Minuten tritt der Fremde ein. Ehrfurchtsvoll legt er die Hand an den großen Hut, den er aber, ſtatt ihn abzunehmen, nur noch tiefer ins Geſicht zieht, greift in das braune Wams, das ſeinen ſchlanken Körper deckt, und übergibt mit einer Verbeugung, doch ohne auch nur einen Gruß zu ſprechen, dem jungen Grafen einen Brief. Schnell iſt er geöffnet, da entfällt demſelben ein Schreiben. Der alte Graf, der neben John ſteht, bückt ſich nieder, hebt es auf und lieſt mit gedämpfter Stimme: „Dein Todesurteil, liebſter Vater! Von Deiner Grizel.“ Zitternd erbricht der junge Graf das Schreiben, das ſeine Rechte hält, und ſeine Augen überfliegen ſein eigenes Todesurteil mit des Königs Namen unterzeichnet.

Vater und Sohn ſtarrten auf die — geraubte Depeſche, während des Fremden Blicke faſt ſchmerzlich auf der Kranken auf dem Lager ruhen.

„Fremdling“, ſpricht John mit unſicherer Stimme, „haſt du das Urteil dem Königsboten abgenommen?“

Zuſtimmend nickt dieſer mit dem Haupt und ſenkt es dann noch tiefer.

„Sag',“ fährt haſtig und erregt Cochrane fort, „ſag', kennſt du meine liebe Tochter Grizel? Biſt du von ihr geſandt? O, ſag' mir! Weißt du vielleicht, wo ſie zur Stunde weilt?“

„Hier iſt ſie, lieber Vater, lieber Großpapa! Hier iſt eure Grizel,“ ruft jetzt laut voll freudiger Erregung der Fremde, reißt ſeinen Hut vom Haupt und Grizels dunkle Flechten fließen in voller Schönheit auf die Schultern nieder.

„Kind,“ kommt es entzückt aus des Vaters Mund, und er preßt Grizel innig an ſeine Bruſt.

Doch kaum hat die glockenhelle Stimme der guten, heldenhaften Tochter das Echo im großen Saale wachgerufen, kaum hat ſie des Vaters Hals umſchlungen, da ſchlägt plötzlich auf dem Krankenbett die Mutter ihre Augen auf und richtet ſich mit dem Ruf: „Grizel, biſt du endlich da, ich hörte deine Stimme,“ in die Höhe.

Grizel reißt ſich aus den Armen des Vaters los und ruht im nächſten Augenblick am Mutterherzen.

„Hier bin ich, Mutter! Doch nicht ich allein. Hier haſt du auch den lieben Vater wieder frei von Tod und Strafe und auch Großpapa will dich begrüßen und dir zum heutigen Tag gratulieren. Ja, freu' dich, Mutter, denn mein Plan, dem du deinen Segen gabſt, iſt Gott ſei Dank geglückt.

Stille herrſcht im ganzen Saal. Vater, Kind und Großpapa liegen, den Blick ins tränenfeuchte Mutterauge gerichtet, vor dem Krankenlager auf ihren Knien. In dieſem Augenblick flammt das Lämpchen an der Wand hell auf und verklärt mit ſeinem roten Schimmer vier Antlitze, auf welchen ſich des Herzens großer Jubel widerſpiegelt, des Herzens übergroße Freude ob der Heldentat, die ein Kind für ſeine Eltern mit kühnem Mut vollbrachte.

Das ſonderbare Kind

Humoreske von W. Tetzlaff.

Nachdruck verboten.

1.

Eines der größeren Tageblätter einer ſüddeutſchen Reſidenz brachte in ſeiner Sonnabendnummer folgende fett gedruckte Anzeige:

„Für ein Kind, welches läuft, wird eine gebildete, junge Aufwärterin, reſp. Geſellſchafterin, bei ſehr hohem Gehalt geſucht. Nur Damen mit beſſerer Schulbildung und aus anſtändiger Familie wollen Bewerbungen unter W. S. 100 in der Geſchäftsſtelle dieſer Zeitung unter genauer Angabe ihrer Verhältniſſe und ihres Alters niederlegen!“

Das Fach in der Geſchäftsſtelle für die mit W. S. verſehenen Adreſſen füllte ſich an dem betreffenden Tage ſchon kurz nach Tiſch bis an den Rand mit Briefen in allen möglichen Farben und Größen.

2.

„Dreihundertzwanzig Stück, Herr Seeger!“

Mit dieſen Worten betrat ein junger Mann des Hauſes W. Seeger das Privat-Kontor ſeines Chefs.

„Gut — Sie können gehen.“

„Dreihundertzwanzig! Iſt es möglich?! — Na — an die Arbeit!“

„Hm, hm!“ brummte er. „Was ſich doch alles „jung“ nennt! — Da will ich ſchnell 'mal erſt alles über 25 Jahre ausmerzen,“ und er warf den ganzen Haufen der Epiſteln von über 25 Jahre alten Schreiberinnen, nachdem er die einzelnen Briefe zerriſſen, in den Papierkorb.

„So — nun, meine Damen, wollen wir ſehen!“ rief er lachend, indem er ſich eine Zigarre anzündete.

Er las jeden Brief genau durch. Aber nach der Lektüre eines jeden ließ er ein „Alles nichts!“ vernehmen.

„Endlich eine Abwechſlung!“ rief Herr Seeger plötzlich aufatmend, als er eben einen in ein roſenroten Briefumſchlag verſchloſſen geweſenen Brief entfaltet hatte. „Doch wenigſtens 'mal eine feſte Handſchrift! Und ein Stil! Alle Wetter, das Mädel ſchreibt gut! — Wie alt iſt — oh — 22 Jahre! Ganz wie gewünſcht! — Hm! Ja — der werde ich ſchreiben!“

3.

Zwei Tage waren ſeit Abſendung des Briefes vergangen. Herr Seeger hatte ſoeben die Durchſicht der eingegangenen Geſchäftsbriefe beendet, als ihm eine junge Dame angemeldet wurde.

Er ließ dieſelbe in ſein Bureau führen.

„Olga Pohl!“ ſtellte ſich die junge Dame vor, indem ſie gleichzeitig ſeinen Brief vorlegte.

Alſo das war! — Wirklich nicht übel!

„Haben Sie irgendwelche Erfolge auf erzieheriſchem Gebiete aufzuweiſen?“ begann Herr Seeger.

„Nein,“ kam es ſchüchtern über die etwas zitternden Lippen.

„Geprüfte Kinderwärterin ſind Sie alſo nicht?“

„Nein!“

„Ihr Herr Papa iſt Lehrer?“

„Ja.“

„Und Geſchwiſter?“

„Ja — zwei Schweſtern.“

„Sind dieſelben verheiratet?“

Sie zögerte eine Weile mit der Antwort. Das Verhör ſchien ihr gar zu eingehend zu ſein.

„Eine iſt verheiratet.“

„Sie finden mich ſehr neugierig, mein Fräulein, nicht wahr?“

„Hm! ich — ich weiß nicht, wie es ſonſt bei derartigen Engagements üblich iſt.“

„Vielleicht etwas anders. Aber ich muß ſo viel fragen. Es handelt ſich hier um ein ganz eigenartiges Kind; ich muß daher auf's Genaueſte wiſſen, mit wem ich es zu tun habe. Alſo verkehren Sie viel mit Ihrer verheirateten Schweſter?“

„Nein, ſehr wenig, ihr Mann gefällt mir nicht.“

„So! Was iſt Ihr Herr Schwager?“

„Auch Lehrer, wie Papa.“

„Fühlt ſich Ihre Schweſter glücklich?“

Sie ſah ihn wieder fragend an.

„Ich muß es wiſſen, mein Fräulein, es iſt für mich von Bedeutung.“

„Nein — ihr Mann iſt alt und häßlich. Sie hat ihn nur genommen, um — um nicht ſitzen zu bleiben.“

„Und Ihre unverheiratete Schweſter? Weshalb iſt dieſe noch nicht verheiratet?“

„Sie hat in jüngeren Jahren keinen paſſenden Mann bekommen können. Jetzt hat ſie vollſtändig entſagt.“

„Haben Sie ſonſt viele Verwandte, mit denen Sie verkehren?“

„Ich verkehre nur mit meinen Eltern und mit meinen beiden Schweſtern, außerdem noch mit einer alten Tante.“

„Das gefällt mir, ich möchte eine Dame mit recht geringem Anhang engagieren. Die Dame ſoll ſich eben nur um das betreffende Kind, ſonſt um nichts in der Welt kümmern.“

„Ich will gern verſuchen, mich ganz der Erziehung des Kindes zu widmen.“

„Gut — noch einige wichtige Fragen! Waren Sie ſchon einmal verlobt?“

Sie wurde ganz rot und zögerte wieder mit der Antwort.

„Bitte, ich muß es wiſſen.“

„Nein.“

„Aber verliebt waren Sie ſchon?“

„Ach Gott!“

„Bitte, offenbaren Sie mir Alles! Ich muß wiſſen, wie viel Sie bereits von Ihrem Herzen vergeben haben, wie viel Liebe Sie noch für des betreffende Kind übrig behalten. Sie ſollen eben dem Kinde Alles ſein.“

„Aber das Kind hat doch noch Eltern?“

„Die Eltern können leider dem Kinde nicht das ſein, was ſie ihm ſein ſollen. Alſo nochmal: Waren Sie bereits verliebt, haben Sie irgendwelche Liebesverhältniſſe gehabt?“

„Ich habe wohl manchen hübſchen jungen Mann geſehen, den ich gern geheiratet hätte. Eigentlich verliebt war ich noch nie.“

„Würden Sie ſich den Launen eines etwas verzogenen Kindes fügen können?“

„Hm! wenn es gewünſcht wird. Aber ich —“

„Ich verſtehe. Sie wollen ſagen, ein Kind dürfe keine Launen haben!“

„Ja! Kann ich übrigens das Kind nicht ſehen?“

„Jawohl, wir können ſofort nach dem Landſitz der Eltern ihres zukünftigen Schützlings fahren; und da können Sie ſich dann entſcheiden. Einverſtanden?“

„Ja!“

Sie verließen das Haus und beſtiegen einen Pferdebahnwagen, welcher direkt nach dem Vororte, in dem das betreffende Landhaus lag, fuhr.

Nach ungefähr 40 Minuten waren ſie am Ziel.

Herr Seeger half ſeiner Dame aus dem Wagen und führte ſie durch einen großen, gut gepflegten Vorgarten.

Auf dem Wege zum Hauſe ſtellte Herr Seeger an einen alten Gärtner einige Fragen.

„Die Herrſchaften ſind ausgefahren, werden aber bald zurückerwartet,“ wandte ſich Herr Seeger dann wieder an ſeine Dame.

„So — und das Kind?“

„Nachher! Bitte, erholen Sie ſich nur erſt!“

Sie gingen um das Haus herum und nahmen dann auf der erhöht liegenden Veranda hinter dem Hauſe Platz.

„Reizend!“ rief die junge Dame.

Der Gärtner brachte Brod, Butter und kalten Aufſchnitt, auch zwei Flaſchen Wein.

„Bitte, Fräulein Pohl, bedienen Sie ſich!“ bat Herr Seeger.

Man aß mit beſtem Appetit und trank tüchtig Wein dazu. Die junge Erzieherin in ſpe wurde plötzlich luſtig und geſprächig.

„Sehen Sie, mein Fräulein,“ rief Herr Seeger, „Ihr Pflegebefohlener wird Ihnen nicht allzuviel Kopfſchmerzen machen. Nur Morgens und Abends haben Sie mit ihm zu tun den Tag über iſt er im Geſchäft.“

„Im Geſchäft? Ich verſtehe Sie nicht!“

„Sie haben mich nicht ein einziges Mal nach dem Alter des Kindes gefragt!“

„Gott, wie alt iſt es denn?“

„Im vorigen Monat wurde es fünfunddreißig Jahre alt.“

„Fünfund — ach warum nicht gar — Sie ſcherzen!“

„Durchaus nicht, mein Fräulein. Außerdem kennen Sie das Kind längſt!“

„Ich?!“

„Ja, — es ſitzt vor Ihnen!“